

ZWEI JUDEN IM BALLSAAL

„Warten auf Godot“ im Theater der Altmark Stendal
von Thomas Knauf

Die Sache ging gründlich schief. Seit der Pariser Uraufführung 1953 wurde Samuel Becketts erstes und erfolgreichstes Stück „Warten auf Godot“ gut ein halbes Jahrhundert lang missverstanden. Schriftgelehrte und Spielleiter hielten es für das Manifest des Absurden Theaters, Philosophen und Ideologen erklärten es zur Bibel der Atheisten. Brecht wollte gar einen dialektischen Anti-Godot schreiben, der den Glauben an die Machbarkeit vertrackter Verhältnisse propagiert. Er scheiterte ebenso wie Beckett mit seiner Weigerung, sein Stück zu erklären. 1976 antwortete er auf die Frage eines deutschen Journalisten, was er uns mit „Warten auf Godot“ sagen wollte: „I think I have forgotten.“ Erst 2004 öffnete uns Pierre Temkine die Augen mit seinem erstaunlichen Buch über die Hintergründe der Entstehung des „Godot“. Beckett schrieb das Stück 1949 und nannte es „a total mess“ (eine dramaturgische Katastrophe). Ursprünglich dachte er daran, eine Episode aus seiner Zeit als Kurier in der Resistance zu erzählen. Beckett wohnte von 1942-45 im südfranzösischen Roussillon, einer der Bauern im Dorf hieß Godot. Dort traf Beckett verschiedentlich Juden, die vor den Nazis über die italienische Grenze flohen. So nannte er zuerst seine Stückfiguren Wladimir und Levy, änderte den semitischen Namen in das provenzialische Gewürz Estragon. Pozzo und Lucky waren Nazi-Kollaborateure und werden nach Art der Resistance im zweiten Akt (am Ende des Krieges) geblendet bzw. stumm gemacht. Godot ist der Schleuser, der die beiden Juden über die Grenze bringen soll, aber nicht kommt. Beckett hat den historischen Kontext nicht nur vollends verschüttet, seine Vorliebe fürs Vaudeville-Theater und Filme von Chaplin und Keaton haben das monumentale Missverständnis, „Warten auf Godot“ sei eine parabolische Clownerie des Wartens auf den Tod geradezu provoziert.

Der Berliner Regisseur Hannes Hametner, dessen Inszenierung von Fritz Katers „Sterne über Mansfeld“ soeben zum Theaterereignis des Jahres in Sachsen-Anhalt gekürt wurde, studierte am Theater Stendal das von Beckett ungeliebte Stück mit zwei älteren Herren und zwei jungen Schauspielern ein. Ohne den historischen Kontext (außer im Programmheft) zu plakatieren, verlegte er den obligatorischen Spielort (Landstraße mit Baum) in einen Ballsaal, wo die Zuschauer an gedeckten Tischen bei Bier und Wein Teil der Kulisse sind.

Wladimir und Estragon agieren auf dem Tanzparkett als zwei arme Schlucker ohne Melone, Frack, Fliege oder Charlie-Rivel-Kostüm, Pozzo und Lucky ohne Perücke, Strick und Picknickkorb. Der Regisseur verbannt alle Godot-Folklore an die Wände des Ballsaals, wo billige Reproduktionen von Caspar David Friedrichs ‚Zwei Männer, die den Mond betrachten‘ in Goldrahmen hängen. Als wolle Hametner uns Beckettianern sagen: ‚Glottzt nicht so romantisch! Hier wird Schluß gemacht mit Lustig.‘

In der Tat agieren Didi und Gogo, optisch asymmetrisch doch im Spiel ein ideales Team Jürgen A. Verch und Martin Richter, weder witzig noch sentimental. Zwei komische Käuze auf der Flucht, die über Gott, die Welt ihre Millionen Toten reden, die noch nicht genug haben und dauernd zu uns reden müssen, sind sie anfangs noch voller Mitleid für den armen Lucky und devot zu Pozzo, der ihnen abgenagte Hühnerbeine hinwirft. Im zweiten Akt wird kein Pardon mehr gegeben. Nach der Pause betritt das Publikum den Ballsaal und ist schockiert. Ein Teil der Stühle und Tische sind umgeworfen, die Tischdecken voller Rotweinflecken, die Girlanden zerfetzt, die Caspar David Friedrichs schief an der Wand. Die Zuschauer bleiben stehen oder nehmen ihre Stühle vom Boden auf. Das grausame Spiel vom Warten und Nichtschweigenkönnen geht weiter. Das Mitleid ist aufgebraucht nach der Pause (dem Kriegsende), Pozzo und Lucky haben ihr Fett abbekommen, Wladimir und Estragon sind trotz Godots Nichterscheinen nochmal davongekommen und treten die Verlierer mit Füßen. Das Warten geht weiter wie alles weitergeht. Didi und Gogo brechen auf, doch *sie gehen nicht von der Stelle*. Im Ballsaal erlöschen die Lichter und gehen wieder an. Langer Applaus.

Ohne plakative Historisierung und ohne Verrat an Becketts antisymbolischem Minimalismus gelingt Hannes Hametner ein packender Abend über stets aktuelle Beziehungskisten– Opfer und Täter, Mitgefühl und Hohn, Flucht und Verzweiflung, Freundschaft und Abhängigkeit. Ausgerechnet in Stendal, der Stadt des ‚Vaters der Archäologie‘ Johann Jakob Winkelmann, gelang es nun einem Regisseur, den Klassiker ‚Warten auf Godot‘ aus seinen konventionellen Irrtümern auszugraben und dessen *schlichte Einfalt und stille Größe* sichtbar zu machen. Man wird wohl oder übel kommende Godot-Inszenierungen an der im Theater der Altmark messen. Womit der Begriff ‚Provinzkultur‘ neu definiert werden muß.